

HEINRICH MANN



DIE KLEINE STADT

N U L L
NP
P A P I E R

Heinrich Mann

Die kleine Stadt

Roman

Heinrich Mann

Die kleine Stadt

Roman

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2021
EV: Insel-Verlag, Leipzig, 1909
1. Auflage, ISBN 978-3-962818-51-7

null-papier.de/714

N U L L
NP
P A P I E R

null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

Anmerkungen zur Bearbeitung

I.

II.

III.

IV.

V.

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr
Jürgen Schulze

Anmerkungen zur Bearbeitung

Schreibweise und Interpunktion des Originaltextes wurden übernommen; offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert.

Die Orthografie wurde der heutigen Schreibweise behutsam angeglichen.

Grundlage dieser Veröffentlichung sind folgende Ausgaben:

- Aufbau-Verlag, Berlin, 1961
- Insel-Verlag, Leipzig, 1909

I.

Der Advokat Belotti trat schwänzelnd an den Tisch vor dem Café »Zum Fortschritt«, wischte mit dem Taschentuch um seinen kurzen Hals und sagte erstickt:

»Die Post hat wieder Verspätung.«

»Jawohl«, machten Apotheker und Gemeindesekretär; und da nichts Tatsächliches mehr zu sagen blieb, schwiegen sie.

Der Reisende warf hin:

»Ihr wird doch nichts zugestoßen sein?«

Die anderen stießen unwillig den Atem aus. Der Leutnant der Carabinieri legte mit Nachsicht, weil es sich um einen Fremden handelte, die große Sicherheit der Straßen dar. Zwei seiner Leute begleiteten stets zu Pferde die Post, und nur einmal hatten sie einzugreifen gehabt. Damals wollte ein Bauer seinen Platz nicht bezahlen und zog gegen den Kutscher das Messer.

»Solche Leute haben wenig Erziehung«, erklärte der Leutnant.

»Ein langweiliges Handwerk, das eure«, rief der Apotheker Acquistapace mit seiner braven Stimme.

»Betrunkene aus dem Graben ziehen und eine entlaufene Kuh zurückscheuchen. Als wir dabei waren, ging's anders zu. Wie, Gevatter Achille?«

Der Wirt rief von drinnen: »Zugegen.«

Er stampfte heraus, stützte die Last seines Bauches auf eine Stuhllehne und wartete mit offenem Munde, worin die Zunge umherrollte.

»Wie, mein Alter?« und der Apotheker klopfte ihn auf den Bauch, »vor unseren Füßen ist manche Granate geplatzt. In Bezzecca war's, als gleich bei uns beiden der General Garibaldi selber stand. Die Granate platzt, wir springen zurück, versteht sich; der General aber rührt sich nicht; er sieht in den Dampf, als ob er sinnt. ›Keine Furcht, Freunde‹, sagt er zu uns, und, Achille, wir hatten keine mehr.«

»Das ist die reine Wahrheit«, sagte der Wirt; und mit Wucht: »Der General war ein Löwe.«

»Er war ein Löwe«, wiederholte der andere Alte, fuhr mit der Hand durch seinen riesenhaften Schnauzbart und sah alle von oben an. Plötzlich machte er sich klein und tat eine Gebärde, als streichelte er ein Kind.

»Aber auch ein Engel war er: ja, unwissend in manchem, wie ein Engel. Manches geschah, wie, Gevatter? was er nie erfahren hat. Alle wussten, dass jener Nino ein Weib war, nur der General nicht.«

Der Advokat Belotti fragte: »War er eigentlich ein schönes Weib, jener Nino?«

Der Apotheker zischte leise. »Solche Frauen gibt es nicht mehr! Und als ihr Geliebter gefallen war, da kam's heraus, dass sie eine war. Aber sie verließ uns darum nicht. Hatte sie nun ihn nicht mehr, um dessentwillen sie mitgezogen war, hatte sie doch uns alle. Und uns alle hat sie geliebt!«

Seine braunen Hundeaugen jubelten in der Erinnerung. Der Wirt lachte lautlos, dass sein Bauch den Stuhl umherwarf. Sein Sohn, der schöne Alfò, war herzugetreten, der junge Savezzo mit frisch ge-

brannten Locken vom Barbier her über den Platz gekommen; – und alle, alle hatten, wie der Alte endete, ein neidisches Gesicht.

Gleich darauf erinnerten sie sich, dass die Geschichte sehr alt war und dass sie alle, sogar der Reisende, sie kannten, wie sie die Hühnerlucia kannten. Ihre Stunde war da: schon klapperten ihre Holzschuhe in der Gasse neben dem Café. Mit ihrem Gegacker, das lauter war als das der Hennen, mit ihrer Nase, die schärfer war als die Hühnerschnäbel, flügelschlagend mit ihren langen Armen, scheuchte sie das Federvieh zum Brunnen und ließ es aus der Pfütze trinken. Die Kinder kreischten um sie her, stießen sie, zupften an ihr und sprangen vor Lust, wenn die Alte in ihren bunten Lappen wie ein großes mageres Huhn kopflos kreuz und quer flatterte. Ringsum gingen Fensterläden auf; an der Ecke schräg vor dem Café drängten über den Arkaden des Rathauses drei Beamte sich in eins der alten Pfeilerfenster; die dicke Mama Paradisi sah aus ihrem Hause herab; dahinten im Corso sogar streckte Rina, die kleine Magd des Tabakhändlers, den Kopf heraus, und dem Advokaten Belotti schien es, dass sie ein neues Halstuch trage. Er überlegte nicht ohne Unruhe, wer ihr nun das wieder geschenkt haben könne. Inzwischen schloss die Kleine ihr Fenster, Mama Paradisi das ihre; die Hühnerlucia und all ihr Lärm waren bis morgen dahin in die Gasse; und der Platz schief weiter in seiner weißen Sonne, winklig beleckt von den Schatten. Der des Palazzo Torroni, am Eingang des Corso, lief spitz hinüber zum Dom, und vor der buckligen Kirchenfront malten die beiden säulentragenden Löwen ihr schwarzes Abbild aufs Pflaster. Wildgezackt sprang der Schatten des Glockenturmes bis an den Brunnen vor. Neben dem Turm aber wich das Dunkel zurück, tief in den Winkel, worin man das Haus des Kaufmannes Mancafedè wusste. Kaum dass die Umrisse seiner Fenster zu erkennen waren; – hinter einem stand aber sicher auch jetzt, wie sie immer dort stand, die

Unsichtbare, das Rätsel der Stadt: Evangelina Mancafedè, die niemals ausging und dennoch alles wusste, was geschah, es früher als alle wusste. In der Stadt tat jeder, was er tat, unter den Augen der Unsichtbaren. Durch alle Häuser am Platze schien sie, aus ihrem Schattenwinkel hervor, hindurchsehen zu können: nur eins verdeckte ihr der Turm, den Palazzo Torroni. Auch hieß es, dass sie von dort nichts wissen wollte, dass ihr Vater und ihre Magd – denn sonst erblickte niemand sie – den Namen des Barons vor ihr nicht nennen durften, seit er, den sie geliebt hatte, die andere geheiratet hatte. Seitdem ging sie nicht mehr aus! Sie war damals vierundzwanzig gewesen und war jetzt dreiunddreißig.

»Eine schöne Frau«, wisperte der Advokat dem Reisenden ins Ohr. »Vom Stillsitzen soll sie junonische Formen bekommen haben.«

Seine Hände, die diese Formen nachbilden wollten, ließ er rasch wieder sinken, denn zweifellos sah sie ihn. Der Reisende fragte:

»Ist sie, seit ich zuletzt hier war, noch immer nicht ausgegangen?«

»Was denken Sie!«

Alle bekamen gekränkte Mienen.

»Sie verspricht es, sooft der Alte es will, dann lässt er ihr schöne Kleider kommen, sogar von Rom her, denn schließlich ist sie das reichste Mädchen hier und hätte hunderttausend Lire mitbekommen; lädt ihre ehemaligen Freundinnen ein, bestellt den Wagen zur Ausfahrt ... Die Stunde ist da, der Wagen mit den Freundinnen steht vor dem Hause, Evangelina in ihren schönen Kleidern steigt die Treppe hinab. In der Mitte aber hält sie an, sagt ›Nicht heute, ein anderes Mal‹ und geht zurück in ihr Zimmer.«

Mehrere lugten aus den Augenwinkeln hinüber nach dem geheimnisvollen Hause. Unten, wie in schwarzer Höhle, glomm ein Licht, und vor seinem Laden ging der Kaufmann hin und her: lang-

sam immer hin und her. Die Gäste des Cafés »Zum Fortschritt« konnten ihm zusehen und bei seiner Bewegung fühlen, dass die Zeit vergehe.

Der Apotheker erhob sich, denn ein Kunde war bei ihm eingetreten: der Junge des Gastwirtes Malandrini. Was konnte bei Malandrini vorgefallen sein? Gewiss handelte es sich um die Frau, die der Tabakhändler erst gestern mit dem Baron Torroni in ziemlich verdächtiger Unterhaltung gesehen hatte. Wer weiß, was sie jetzt aus der Apotheke brauchte.

»Nun –?« und alle Blicke sogen an dem alten Acquistapace, der, sein hölzernes Bein schwingend, zurückkam.

»Die Schwiegermutter hat Sodbrennen.«

Alle Köpfe senkten sich.

»Wenig Bewegung ist hier am Ort«, sagte der Leutnant der Carabinieri zu dem Reisenden und nickte hinüber, wo sich der Kaufmann Mancafede hin und her bewegte. Der Reisende wollte höflich den Ort entschuldigen, aber der Advokat Belotti sagte erstickt:

»Was kann man tun, wenn diese verdammte Post eine Stunde Verspätung hat! Sonst sähe hier vielleicht alles anders aus. Denn schließlich – sagen wir nur die Wahrheit! – können doch jeden Tag die größten Dinge geschehen. Die Stadt steht vor Ereignissen, die ...«

»– nicht eintreten«, schloss der Gemeindesekretär und lehnte sich zurück, um seine Taille zu zeigen.

»Wer sagt Ihnen das?« Der Advokat fuchtelte, bevor er sprechen konnte. »Bin nicht etwa ich der Vorsitzende des Komitees und muss ich nicht als erster wissen, ob etwas geschieht, ob etwas, sage ich, geschehen kann?«

»Bevor die Post da ist?«

»Die Post! Die Post, mein Herr, war schon öfter da. Die Post hat zum Beispiel mir: verstehen Sie wohl, mein Herr, mir, dem Vorsitzenden des Komitees, einen Brief Ihrer Exzellenz der Frau Fürstin Cipolla gebracht, mit der gütigen Erlaubnis der Frau Fürstin, das Schlosstheater zu benutzen für die Vorstellungen der Truppe, die wir, das Komitee, hierher zu verschreiben gedächten. Und das war bereits kein geringer Erfolg, wenn Sie bedenken ...«

Der Advokat wendete sich zum Reisenden; einen seiner mürben Finger, die ihn älter machten als sein Gesicht, reckte er hinter sich, wo die Treppengasse zum Kastell hinaufbog.

»– dass das Theater seit fünfzig; seien wir genau, seit achtundvierzig und dreiviertel Jahren unbenutzt steht, nämlich seit der Vermählung des armen Fürsten ...«

»War die Vorstellung gut, Advokat?« fragte beißend der Gemeinsekretär. »Sie haben doch schon damals den Impresario gemacht? Denn wann waren Sie untätig? Gewiss nicht einmal in den Windeln.«

Und der Advokat, mit verächtlichem Achselzucken:

»– des armen Fürsten, um den Ihre Exzellenz noch trauert. Darum darf ich auch die Bewilligung unseres Gesuchs mir ganz persönlich zuschreiben und dem Umstande, dass ich der Sachwalter der Frau Fürstin bin.«

»Aber der Kapellmeister?« fragte sein Gegner. »Sollte nicht auch er einiges Verdienst haben? Alfò, sage unserem Freunde, ob du und die anderen alle in der ›Armen Tonietta‹ eure Instrumente spielen könntet, wenn nicht unser Maestro Dorlenghi wäre!«

»Wer leugnet seine Tüchtigkeit? Übrigens zahlt die Gemeinde ihm hundert Lire monatlich und die Kirche fünfzig. Aber scheint es den Herren nicht, dass wir auf die Künstler, die er uns verschaffen wollte, recht lange warten müssen?«

»Ich wette, dass sie heute in der Post sitzen werden!« rief der Apotheker. Der Advokat bezweifelte es.

»Vielleicht werde ich als Vorsitzender des Komitees mich noch selbst nach ihnen umsehen müssen. Wer weiß, wohin ich fahren werde: bis nach Rom vielleicht.«

»Aber, Advokat«, sagte der Gemeindesekretär, »was verstehen Sie vom Theater?«

»Ich? Sie vergessen, Herr Camuzzi, dass ich in einer Stadt wie Perugia studiert habe. Dort hatten wir oft genug eine Truppe von Komödianten, und wir Studenten verkehrten mit ihnen, kann ich den Herren sagen, nicht anders, als ich mit Ihnen verkehre. Die Choristinnen: ah! ich sage nur dies Wort, die Choristinnen ... Natürlich hatte auch die Primadonna den ihren, aber man musste reich sein, sehr reich; ich erinnere mich, ein Herr aus der Stadt gab ihr dreihundert Lire im Monat. Begreifen Sie das? Dreihundert Lire für eine Frau!«

Da der Advokat in lauter achtungsvolle Gesichter sah, blühte er auf. Er öffnete seinen schwarzen Rock, obwohl keine Weste darunter war. Die Arme in der Luft gerundet, mit rauen gelben Manschetten, die bis über die Korallenknöpfe herausfielen, und mit einer Flüsterstimme, aus der manchmal ein heiseres Bellen brach:

»Aber so ist die große Welt: man muss sie kennen. Die Herren Künstler sind die Großartigsten von allen. Man hat keinen Begriff von dem Leben, das diese Schauspieler und Literaten führen. Jede Nacht Champagner, schöne Weiber, so viel sie mögen, und nie vor zwölf aus dem Bett.«

»Als ich in Forlì¹ stand«, sagte der Leutnant der Carabinieri, »zeigte man mir einen Maler, der zwei Fiaschi trinken konnte. Freilich war er ein Deutscher.«

»Wozu auch«, schloss der Advokat, »da sie spielend mehr Geld verdienen, als sie brauchen, und keine Sorgen haben. Für uns Bürger ist anders eingerichtet auf der Welt. Aber es ist nicht übel, dass es auch Menschen gibt, die ein so leichtes Leben haben, nach Herzenslust über die Stränge schlagen dürfen und immer guter Laune sind. Haben wir erst einige der Art hier bei uns, wird es lustig werden.«

»Das kann nicht schaden!« rief der Apotheker. Gleich darauf hielt er sich den Mund zu und schielte nach seinem Hause hinauf. Man lächelte. Er entschuldigte sich.

»Immer sind Leute in der Nähe, die es mit den Priestern halten.«

Der Advokat behauptete: »Wenn wir uns die Komödianten nicht zu unserem Vergnügen kommen ließen, sollten wir es tun, um die Priester zu ärgern.«

Der Gemeindesekretär hob die Schultern, der Wirt aber sagte dröhnend:

»Sind wir denn noch immer unter dem Papst?«

Man schrie: »Bravo, Achille!« – und dahinten sah man aus der Kathedrale über den Corso und in den Palazzo Torroni eine schwarze Gestalt huschen. Der Apotheker seufzte.

»Armer Baron! Auch ihn halten sie mittels der Frau. Da kann man sich dann nicht rühren, ohne dass es weh tut. Glaubt mir, ihr Jungen, nehmt nie eine Frau, die es mit den Priestern hat!«

Der Advokat stellte die Hand an den Mund.

»Und dennoch ist Don Taddeo betrogen, und der Baron hat mir heimlich, Sie verstehen: unter einem Decknamen seinen Beitrag geschickt für das Theater.«

Funkelnd betrachtete er seine Wirkung, legte sich den Finger auf die Lippen und machte eine Pause. Dann:

»Der Beitrag ist sogar bedeutend genug, dass wir den des alten Nardini verschmerzen können.«

»Eine schöne Familie, die Nardini« – und der Apotheker stieß den Stock aufs Pflaster.

»Ihre Mitbürger halten sie ihres Verkehrs nicht würdig, nie wollten sie dem Klub beitreten, und die Enkelin stecken sie ins Kloster!«

»Noch ist sie nicht darin«, sagte der junge Savezzo, mit plumper Eleganz an das Haus gelehnt. »Und als ich im Klub meinen Vortrag über die Freundschaft hielt, hat sie ihre Magd hingeschickt und sich darüber berichten lassen.«

»Ah, Totò möchte sie draußen behalten.«

Unter den spöttischen Blicken begann das linke Auge des jungen Menschen auf seine pockennarbige Nase zu schielen.

Der schöne Alfò, des Wirtes Sohn, sagte:

»Ist sie schön, die Alba!«

Dann sah er unbeirrt und eitel umher.

»Ihr beide werdet keinen Erfolg haben« – und der Gemeinsekretär lachte auf. »Hat doch nicht einmal der Severino Salvatori sie bekommen, obwohl er mit einem Korbwagen umherfährt. Vielleicht, wenn ihr keine Mitgift verlangt. Denn der Alte will sie billig los sein. Er ist noch geiziger als fromm.«

»Auch fromm ist er«, versicherte Savezzo. »Und wohltätig. Der alte Brabrà lebt ganz vom Nardini, seit dreißig Jahren bald. Jeden Sonntag nach der Messe wird dort unten in Villascuro den Armen das Mehl ausgeteilt. Alba selbst tut es.«

»Alba selbst«, wiederholte Alfò.

»Aber als ich ihm die Liste brachte«, sagte der Advokat mit steilem Finger, »wissen Sie wohl, was der Nardini mir geantwortet hat?«

Alle wussten es, ließen sich aber gern zum zehnten Mal dadurch aufbringen.

»Er hat mir geantwortet: wenn er dafür zahlen sollte, dass die Komödianten fortbleiben, dann wolle er zahlen.«

Der Apotheker schlug auf den Tisch; das Schweigen der anderen war stürmisch. Da sagte der schöne Alfò, und das einfältigste Lächeln legte seine weißen Zähne frei:

»Dennoch will ich Alba heiraten.«

Niemand würdigte ihn einer Entgegnung.

»Auch seinen Wasserfall«, erinnerte sich der Gevatter Achille, »hat er der Stadt ein wenig teuer verpachtet.«

»Unsere Schuld« – und der Gemeindegewalt hob die Schultern; »ich war gegen die Elektrizitätsanlage und bin es noch. Aber man hört nicht auf mich«, sagte er mit einem Blick auf den Advokaten, der die Arme in die Luft warf.

»Wollen wir, ja oder nein, den Fortschritt?« schrie der keuchend.

»Und wem verdanken wir ihn«, antwortete der junge Savezzo, »als einzig dem Advokaten?«

»Ist es einer Stadt wie der unsrigen würdig«, fragte der Advokat weiter, »die öffentlichen Plätze mit Petroleum zu erleuchten? Und wie sollen wir vor den Fremden dastehen, die uns besuchen werden, wenn unsere Theatersaison begonnen hat?«

»Versteht sich«, machten die anderen; nur der Sekretär schüttelte die zusammengelegten Hände.

»Da haben wirs. Weil wir eine Theatersaison haben, müssen wir elektrisches Licht anlegen, und weil wir wie Venedig oder Turin das Verfassungsfest feiern, mussten wir in einem Feuerwerk fünftausend Lire abbrennen. So zieht eine Tat des Größenwahns die andere nach sich, und das Ende, das ich voraussehe, ist der Bankrott. Ah, Ihr Herren, unsern Bürgermeister, den würdigen Herrn Augusto Salvatori, der das Haus nicht mehr verlässt, trifft keine Schuld: sie trifft nur einen!«

Und er stieß mit dem Finger nach dem Advokaten, der sich auf dem Stuhl umherwarf.

»Wollen wir, ja oder nein, den Fortschritt?«

Da rundete der Leutnant die Hand am Ohr:

»Mir scheint, ich höre sie knarren.«

Sogleich bekamen alle lauschende Mienen. Savezzo und Alfò stürzten an die Hausecke und spähten die Gasse hinab. Plötzlich schrien sie durch die gerundeten Hände:

»He! Masetti! Langsamer!«

Und unter wütendem Peitschenknallen hörte man die Post drunten auf der Landstraße vorbeirasseln. Indes sie den Bogen zum Tor machte, wurden Masettis fantastische Verspätungen aufgezählt; er habe keine Eile, zu seiner Frau zu kommen; – und nun er auf den Platz bog, begannen alle zu pfeifen. Die beiden Carabinieri ließen sich von ihren Pferden herab und hoben die Dreimaster, um sich die Köpfe zu trocknen. Die Diligenza fuhr mit Krachen beim Postamt vor: da zeigte sich, dass sie ganz gefüllt war. Drinnen saßen acht Personen, und eine kletterte soeben vom Bock: ein gedrungener Mann mit einem Cäsarenprofil, den der Handlungsreisende fast für einen Berufsgenossen gehalten hätte. Nur hatte er blaurasierte Wangen und Bewegungen von unbekannter Spannkraft und Form.

Kaum dass die Pferde stillstanden, stürzten über die Füße der anderen hinweg zwei Nonnen aus dem Wagen und eilten, sodass die Kreuze der Rosenkränze von ihren Hüften aufflogen, nach dem Treppenweg zum Kloster. Dann stieg ein schöner bleicher junger Mensch heraus, der unbeteiligt umhersah.

»Nello!« rief eine Frauenstimme. »Hilf mir heraus!«

»Lass lieber mich«, sagte ein hagerer Alter, weiß angezogen und rascher als ein Jüngling; – und er streckte eine faltige Hand aus, worauf ein großer Brillant blitzte.

Der Advokat bemerkte:

»Aber das sind sie! Das sind die Komödianten. Ich als Vorsitzender des Komitees muss sie begrüßen.«

Er erhob sich und schwänzelte über den Platz. Die anderen folgten im Abstand.

Aus der Post ward eine schwarze lachende Person gehoben, aber wer sie von hinten unter den Armen hielt – der Advokat musste auf halbem Wege stehenbleiben – das war, mit dem blonden Schnurrbart über dem roten Gesicht, der Baron Torrioni! Er wandte sich um; aus seiner Jagdtasche sahen die Vogelschnäbel; und er setzte noch eine Frau aufs Pflaster: ein kleines unansehnliches Wesen in einem schmutzfarbenen Mantel, wie ein Sack, und die Haare voll Staub. Hinterher, mit einem ausgelassenen und dennoch bestürzten Gesicht, kam der Tabakhändler Polli.

»He! Polli! Was ist denn mit dir geschehen?« rief der Apotheker.

Der Tabakhändler gesellte sich ihnen zu.

»Ach ja, das fragt nur! Die eine hätte mir fast einen Kuss gegeben: jene große Schwarze.«

»Ein prachtvolles Weib. Die wird eine Stimme haben!« meinte der Advokat.

»Ich sage euch, sie kann schreien! Geschichten sind heute in dem alten Karren erzählt worden! Ich möchte wissen, ob die beiden Nonnen sie schon kannten. Immer lauter haben sie gebetet, – und seht nur, wie sie laufen!«

»Wozu müssen diese heiligen Unterröcke immer unterwegs sein?« fragte der Advokat. »Auf allen Straßen sieht man nur sie.«

Polli raunte:

»Und seht euch den Alten an: er ist geschminkt!«

Die Gruppe der Bürger schielte zu den Komödianten hinüber. Der Advokat fand es schwerer als in seinen Studentenerinnerungen, mit ihnen anzuknüpfen. Der untersetzte Mann vom Bock, der ihm noch

am meisten Vertrauen eingab, ließ den Kutscher das Gepäck herabheben. Den übrigen schüttelte der Baron Torroni die Hände. Er versprach, ihnen seine Vögel ins Gasthaus zu schicken, machte seine eckigen Kavalleristenverbeugungen und brach sich einen Weg durch die Kinder und Mägde, die herumstanden. Wie er in seinen Ledergamaschen auf sein Haus zuing, schlüpfte eine schwarze Gestalt heraus und in die Kirche.

Mehrere Geschäftsleute stellten sich ein, um nach ihren Paketen zu sehen. Der Kaufmann Mancafede bemühte sich längst um die seinen. Trotz aller Spätsommerhitze war er in seiner dicken braunen Jacke. Das gewölbte Auge in seinem alten Hasenprofil suchte ängstlich und zäh unter den Körben dort oben.

»Und das Petroleum?« fragte er gelassen und richtete seinen trockenen Finger auf den Kutscher Masetti. Der tat droben einen erbosten Sprung. Er schrie hinab, für so viel Mühe sei er nicht bezahlt; diese Fremden hätten Gepäck für einen ganzen Eisenbahnzug; noch ein Wagen komme mit Leuten und Koffern: darauf werde, wenn Gott es wolle, auch das Petroleum sein. Und durch den abfälligen Empfang, der ihm bereitet worden war, noch tiefer gefärbt als sonst, schwenkte er die ausgebreiteten Arme tobend über der Menge, vor dem blauen Himmel.

Der Kaufmann prüfte ihn blinzelnd und wandte sich an den Tabakhändler.

»Polli, deine Magd ist die letzte Nacht nicht zu Hause gewesen.«

Der Tabakhändler rötete sich.

»Sagt die Evangelina es?«

»Ja«, erklärte Mancafede mit Ruhe und Sicherheit.

»Und dann sagt meine Tochter auch, die Komödianten werden kommen ... Das sind sie wohl?« – und zum ersten Mal schien er sich umzusehen.

»Meine Lina weiß, dass der berühmte Tenor Giordano dabei ist.«

Plötzlich drehte der weiß angezogene Alte sich um. Leicht und doch groß sagte er: »Das bin ich: der Cavaliere Giordano.«

Ein Augenblick, und der Advokat war über die Hand des alten Sängers hergefallen.

»Sie, Cavaliere! Welch Wiedersehen! Sie erinnern sich doch unserer Bekanntschaft in Perugia? Belotti, Advokat Belotti. Wir verkehrten beide im Café ›Zur alten Treue‹. Wir spielten Domino, und ich besiegte Sie immer, Sie zahlten all meinen Punsch ... Wie, Sie wissens nicht mehr? Ach ja, das sind wohl dreißig Jahre her, und was haben Sie seitdem erlebt! Der Ruhm, die Frauen, die großen Reisen! Das nenne ich Leben. Hier in der kleinen Stadt: – nun, Sie werden uns kennenlernen; auch wir können lustig sein, auch wir wissen die Kunst zu schätzen. Meine Freunde werden glücklich sein, Sie kennenzulernen.«

Er winkte sie herbei.

»Herr Acquistapace, unser Apotheker; Herr Polli, mit dem Sie die Reise gemacht haben; Herr Cantinelli, der brave Anführer unserer bewaffneten Macht ...«

Und um nicht seinen Gegner, den Gemeindesekretär, vorstellen zu müssen, griff er aus den Umstehenden einen anderen heraus.

»Herr Chiaralunzi, höchst geschickter Schneider, der im Orchester das Tenorhorn blasen wird.«

»Und wie!« meckerte das hämische Stimmchen des Barbiers Nonoggi.

Aber der lange starkknochige Schneider trat vor, sah sich langsam und ehrlich die Fremden an, – und dann verbeugte er sich mit Wucht, dass die Spitzen seines hängenden, rostroten Schnurrbartes schaukelten vor dem kleinen unansehnlichen Wesen im schmutzfarbenen Mantel. Sie stand, indes ihre Kameraden zusammen flüster-

ten und lachten, ganz allein; durch die Taschenwände sah man, dass sie Fäuste machte; und ihre weit voneinander entfernten Augen gingen kalt über die wachsende Menge, als prüfte eine Macht die andere. Beim Anblick des vor ihr gekrümmten Schneiders bekam sie unvermutet ein Kinderlächeln und gab ihm eine kleine graue Hand.

Darauf schüttelte er die Rechte des alten Tenors, der über die anderen Sänger eine Gebärde beschrieb, ohne dass er dabei hinsah: wie ein Fürst, der sein Gefolge vorstellt.

»Herr Virginio Gaddi, Bariton.«

Der untersetzte Mann mit dem Cäsarenprofil mischte sich, eine Hand in der Hosentasche, unter die Bürger.

»Fräulein Italia Molesin, Sopran.«

Die derbe Schwarzhaarige lachte mit großen Zähnen allen zu und stieß dabei kokett mit den Schultern, um den Schal zurückzuwerfen; denn sie trug einen Schal, wie die Masse der Mädchen, und keinen Hut.

»Herr Nello Gennari, lyrischer Tenor.«

Da sahen die Frauen das mattbleiche Gesicht des jüngsten Mannes sich ihnen zuwenden. Weil es einfach und stark gemeißelt war, erkannten die am weitesten Entfernten es, reckten sich und sagten laut:

»Oh! Ist er schön!«

Seine Augen dankten ihnen allen, ohne Überraschung und ohne Eifer, mit ein wenig schwermütigem Spott.

Nun aber wendete der Cavaliere Giordano sich nach dem Mädchen um, das für sich stand, beugte leicht vor ihr den Rumpf und sagte mit entzückter Stimme:

»Und dies ist unsere Primadonna assoluta, das Fräulein Flora Garlinda, eine Künstlerin von unermesslicher Zukunft, die Hoffnung der lyrischen Bühne Italiens.«

Dann sah er erwartungsvoll die Bürger an. Der Advokat, der ihr am nächsten stand, fuhr ein wenig zurück; und dann huldigte er der Primadonna umso ehrfurchtsvoller, je weniger er sie vorher beachtet hatte. Er fragte sie, ob sie schon in der Scala gesungen habe. Sie zuckte die Achseln und krümmte den Mund, als verachtete sie die Scala. Darauf machte er einen großen Kratzfuß.

»Ein Fräulein wie Sie muss wohl Liebhaber haben, so viele es nur will.«

Sie lachte auf und ließ ihn stehen. Er schielte nach rechts und nach links, ob man es gesehen habe; – aber in diesem Augenblick schwankte die Menge: jemand teilte sie, mit den Armen stürmisch über ihren Schultern rudern.

»Der Maestro!«

Er war angelangt; er keuchte. Seine helle Gesichtshaut war unter seinem leichten blonden Bart ganz rosig bewölkt, sein verlegen ehrgeiziges Lächeln zerging manchmal, und dann sah man, dass er zornig war. Er setzte an:

»Das ist aber ... Ich denke doch, ich bin hier der Kapellmeister ... Die von mir engagierten Künstler sind da, und niemand ruft mich? Herr Advokat, ich muss Sie ...«

Der Advokat klopfte ihm auf den Rücken.

»Mein lieber Dorlenghi, alles geht gut, ich habe mich als Vorsitzender des Komitees mit diesen Herren bereits ins Einvernehmen gesetzt.«

»Aber ich begreife nicht, wie man ohne mich ... Dann führen doch Sie den Kapellmeisterstab!«

»Seien Sie gut, Dorlenghi!« sagte der Apotheker, und Polli, der Tabakhändler, meinte:

»Das alles ist doch nicht der Mühe wert.«

Der Musiker warf die Arme noch höher.

»Nicht der Mühe wert! Ah! Cavaliere: denn ich irre mich nicht, Sie sind der Cavaliere Giordano, und ich heiße Enrico Dorlenghi und bin Dirigent einer Dorfkapelle, nichts weiter. Ich habe in meinem Zimmer gesessen, da hinten in einem Winkel der Stadt, wo man nichts hört noch sieht, und habe an einer Messe geschrieben, die ich noch diesen Herbst in der Kirche aufführen soll. Inzwischen ernten diese Herren die Frucht meiner Bemühungen; denn ich bin stolz, Sie, Cavaliere, unserer Bühne gewonnen zu haben, Sie und Ihre Kollegen. Nicht der Mühe wert! Wenn Sie ahnten, welch ein Ereignis für einen Verbannten, Geopferten ...«

Er ging mit dem alten Sänger um den Postwagen herum; seine keuchende Stimme versank manchmal, denn das Volk schrie ihm zu. Viele schrien auf einmal: »Bravo, Maestro!« andere: »Seht, er ist verrückt geworden!« Und die meisten wussten nicht, wer gemeint war, und riefen: »He, Masetti!« nach dem Kutscher, der, stimmlos vom Schelten, an den Pferden zerrte. Er saß mit ihnen fest; Jungen krochen zwischen den Beinen der Menge hervor und kniffen ihn. Er schlug aus ... Inzwischen ward der Kapellmeister wieder sichtbar, noch immer fuchtelnd. Plötzlich stand er vor der Primadonna. Wie der Cavaliere sie nannte, sahen sie sich an. Der Musiker war auf einmal verstummt, die junge Sängerin sah aus, als gölte es: und die Hände, die sie sich hätten reichen sollen, noch in der Schwebe, traten beide ein wenig zurück. Dann begrüßten sie sich: er rosig von verlegenem Ehrgeiz, sie mit dem entschlossenen Blick von Macht zu Macht, den sie auch auf das Volk gerichtet hatte. Der Kapellmeister sagte:

»Ich würde mich an die ›Arme Tonietta‹ nicht heranwagen, hätte ich für die Hauptrolle nicht Sie gewonnen, Fräulein Flora Garlinda.«
Sie lächelte gnädig.

»Auch Ihr Name, Maestro, fängt an, sehr bekannt zu werden. Noch neulich in Sogliaco sagte der Direktor Cremonesi ...«

Er hatte ein Gesicht wie ein Hungernder. Aber ihre Worte gingen aus, wie er kaum anfing, sie zu verschlingen. Der Gastwirt Malandrini bot ihr eins seiner beiden Zimmer an. Der große beleibte Mann war lautlos, man wusste nicht wie, durch das Gedränge gelangt, lächelte breit und glatt und kannte schon jeden beim Namen.

»Ihnen, Cavaliere, meinen Ehrensalon! Gerade muss ich den Handlungsreisenden haben, der immer herkommt; und zudem ist ein Fremder da, der nichts tut: sonst würde ich alle diese Damen und Herren zu mir einladen. Sie aber, Fräulein Flora Garlinda ...«

Die Primadonna lehnte ab; sie sei zu arm, um ins Gasthaus zu gehen.

»Der Direktor Cremonesi«, sagte angstvoll der Maestro, »gilt für geschickt.«

Der Perückenmacher Nonoggi kam dazwischen, dienerte auf einem Bein und empfahl sich den Künstlern. Er hielt einen Haubstock und rief zärtlich:

»Oh! welch schöne Perücke. Wie sollte einen Misserfolg haben, wer solche Perücke trägt!«

»Was höre ich?« sagte der Wirt, »der Herr Cavaliere hat schon bei dem Herrn Gemeindesekretär gemietet? Aber das Fräulein Italia Malesin? Verständigen wir uns, Fräulein! Sie sind die Schönste von allen ...«

»Sein Urteil zählt«, sagte der Kapellmeister; »ich glaube, dass er als Bühnenleiter heute ...«

»Und die Herren«, kreischte der kleine Barbier, »bitte ich, mir nur einmal über die Wange zu streichen und dann zu sagen, ob man vermuten würde, dass dort je ein Bart gewachsen ist. So rasiere ich!«

»Ah! so ists recht: auch Sie, Herr Nello Gennari. Das Fräulein Italia und der Herr Nello«, rief der Wirt, »das sind die geehrten Gäste der Herberge ›Zum Mond‹. Masetti, das Gepäck der Herrschaften! Ihr Leute, den Weg frei!«

Die derbe Schwarze hieb einem halb Betrunkenen, der sie betastete, den Fächer um den Kopf. Dazu lachte sie mit ihrer dicken Kehlstimme.

»Ei, seht, die Lustige!« schrie es. »Ist sie sympathisch!«

»Aber seht das böse Gesicht der anderen! Kann man so böse sein! Sie wird die Hexen spielen«; – und die Frauen traten ganz dicht an die Primadonna hinan und starrten ihr tierisch feindselig in die Augen.

»Ich werde dich nicht heiraten«, erklärte Alfò, der Sohn des Caféwirts, mit seinem törichtem Lächeln. Sie betrachtete ihn ohne Spott, die Hände in den Manteltaschen.

»Und ich dich nicht, du Schöner!«

»Er ist nicht mehr schön«, sagte eine Frau und schlug sich auf die Brust. »Der Schöne ist jetzt euer Tenor.«

»Man würde sagen, ein junger Heiliger!«

»Wäre er mein Sohn! Mein Sohn ist hässlich und schlägt mich.«

»Zeig uns dein Gesicht! Ich will dich küssen.«

»O du Schamlose!«

Und tief aus der Menge schallte eine Ohrfeige.

»Bravo!« sagten Männerstimmen. »Sie sind verrückt, die Weiber.«

»Aber auch ich würde mich verlieben!« rief der biedere Bass des Apothekers Acquistapace; und viele helle Stimmen, auf allen Seiten und weithin, verstört, selig, im Ton des Träumens:

»Ah! seine Augen. Er sieht mich an!«

*

Er stand allein; seine Kameraden waren von ihm weggetreten wie auf der Bühne, wenn der Beifall nur ihm galt; und die Arme verschränkt, die Schultern hinaufgezogen, führte er sein leichtes und dennoch beschattetes Lächeln über die Gesichter der Menge. Sie antwortete:

»Es lebe der Gennari!«

Die Jungen kreischten:

»Er lebe!« – und ein Händeklatschen, irgendwo ausgebrochen, griff um sich, sprang über den Platz.

Es ward zerrissen von einem schweren Glockenschlag; und wie vom Turm nun das Ave stieg, wendeten alle sich ab. Die Menge entfaltete, auseinanderrauschend, zwei weite Flügel; zwischen ihnen, am Ende einer stummen Gasse von Menschen, lag vor dem jungen Sänger die kahle Kirchenmauer. Nur auf ihr noch war ein Streif Sonne. Die einsamen Klänge der Höhe; unten das Staunen der Stille: und da ging dort hinten im Sonnenstreif, allein und rasch, eine Frau in Schwarz entlang. Sie war klein und schlank, ging vor Eile ein wenig geneigt; und in dem schwarzen Schleier, den die letzte Sonne durchleuchtete, sah Nello Gennari ein weißes, weißes Profil, dessen Lid gesenkt war und sich nicht hob. Sie langte beim Portal an, stieg zwischen den Löwen hinauf, und schon schwamm vor dem Dunkel, das sie aufnahm, nur noch, kupferrot und besonnt, ihr großer Haarknoten, – da wendete sie sich um, ganz um und sah von oben die Menschengasse hinab. Er dort am Ende hielt die Arme nicht mehr verschränkt, und sein wankendes Lächeln suchte in den Schleier einzudringen, zu jenem verschwimmenden Oval aus fernem Alabaster ...

Ein Augenblick, dann endete das Läuten, die Menge schloss sich wie ein Tor, und aufschreckend sah der Tenor all die Gesichter zurückgekehrt, die er vergessen hatte.

Sein Kamerad, der Bariton, stand vor ihm und sagte:

»Ich war im Ort umher, nach Wohnungen für uns. Wer sich begnügt, zahlt wenig.«

»Gaddi, wer war jene Frau?«

»Schon eine Frau? Immer Frauen! Ah, dieser Nello. Er verliert seine Zeit nicht.«

»Wer war sie?«

»Ich habe nichts gesehen, mein armer Nello. Was willst du: ich bin ein Familienvater voller Sorgen. Gleich werden die Meinen hier sein, vier Köpfe, und es heißt ihnen Obdach schaffen. Ich suche einen gewissen Savezzo, der Zimmer haben soll.«

»Nichts gesehen! Und du musst – nein, bleibe! Dies ist wichtig: ganz nahe musst du an ihr vorbeigekommen sein.«

»An wie vielen Frauen bin ich vorbeigekommen! Auch du, Nello, wirst glücklich an dieser vorbeikommen, wie noch an jeder. Gehab dich wohl.«

Und der Mann mit dem Cäsarenprofil nahm gesetzten Schrittes seinen Weg wieder auf. Der Tenor drang planlos in die Menge ein. »An ihr vorbeikommen«, dachte er. »Niemals werde ich an ihr vorbeigelangen. Wenn ich sie wiederfinde, werde ich sie lieben: immer, immer.« Da schlug ein riesiger Federfächer ihm eine parfümierte Luft ins Gesicht. Mama Paradisi, flankiert von ihren beiden Töchtern, versperrte dem jungen Manne den Weg.

»Das ist er!« flüsterten sie laut, alle drei; sahen ihn starr lockend an aus ihren breiten, weichen, gepuderten Gesichtern, ließen die Fächer ruhen und die durchsichtigen Blusen sich heben und quellen. Der junge Mann hatte, bevor er's wusste, entgegenkommend gelächelt. Mit Stimmen wie Federkissen versicherten sie ihm, dass sie um seinetwillen ins Theater zu gehen gedächten.

»Wir lieben so sehr die Kunst. Werden Sie, wenn wir recht laut klatschen, uns zu Gefallen eine Arie wiederholen?«

Er versprach es, hingerissen, die Hand auf dem Herzen, mit tiefen Blicken in alle drei Augenpaare.

Ein schreckhafter Ruck in der Menge trennte ihn von den Damen. Dahinten, wo ein Paar wachsblasser Hände durch die Luft schwebten, brach ein hohes, zorniges Jammern an.

»Ihr werdet bereuen! Geht nach Hause, geht! Ah! ihr Gesindel, den Komödianten lauft ihr nach, als hieltet ihr euch am Schwanz Satans fest, um desto sicherer zur Hölle zu fahren.«

»Don Taddeo ist heute nicht gut aufgelegt«, sagte jemand, und der Tenor sah in ein Gesicht voll künstlich verwirrter Locken, mit einer pockennarbigen Nase und einem linken Auge, das nicht stillhielt.

»Ich bin der Savezzo; Ihr Kollege Gaddi wird bei uns wohnen. Übrigens bin auch ich ein Künstler, wir werden uns schon verstehen.«

Nello Gennari gab ihm zerstreut die Hand. »Was wollten sie von mir, diese Weiber? Ach, immer dasselbe. Und immer gehe ich ihnen auf den Leim. Es fängt an, mich zu ekeln ... Aber sie? Wer war sie?«

»Hören Sie, Herr Savezzo, ich sah vorhin ...«

Aber die schwache wütende Stimme, die Stimme jener in der Luft stehenden, rückwärts gekrampften Hände fuhr dazwischen; sie klang, als rennte sie in einem hektischen Ansturm alles nieder.

»Fort mit ihnen, ehe es zu spät ist! Sonst frisst die Sünde um sich, ihr verbrennt darin! Wehe denen, die diese Leute gerufen haben! Und verdammt sei, wer sie bei sich aufnimmt!«

Mehrere Frauenstimmen antworteten:

»Recht hat er, wir wollen nicht verdammt werden.«

Der junge Savezzo hob die Schultern.

»Was will denn der? Warum sollte ein Biedermann wie der Herr Gaddi ...«

»Herr Savezzo, ich sah vorhin eine Frau in den Dom treten, wer war sie?«

»In den Dom? Es treten so viele in den Dom ...«

»Ein schwarzer Schleier, ein kupferroter Haarknoten.«

»Wir haben hier keinen kupferroten Haarknoten. Wie dieser Priester schreit! und immer dasselbe, man versteht einander nicht.«

»Sehr schlank, von sehr weißer Haut«, sagte flehend der Tenor. Die Miene des anderen blieb verschlossen. Plötzlich wendete er sich ab und machte zwischen den Zähnen »oho!«

»Was steht ihr und reibt euch am Laster! Packt euch! Oh! möchte doch der Himmel euch ein Zeichen geben der Gefahr, ihr Blinden!«

Und die Hände dort über den Köpfen schienen mit dem Himmel zu ringen in letzter Not, wie heilige Jungfrauen beim Sterben.

»Solch ein Fanatismus wirkt abstoßend«, sagte der Advokat Bellotti erstickt. »Die Damen zweifeln doch nicht, dass uns trotz diesem traurigen Herrn aus der Sakristei sehr wohl bekannt ist, was wir der Kunst schulden. Ich für meinen Teil werde mir jetzt erst recht die Freiheit nehmen, Ihnen, Fräulein Flora Garlinda, mein Haus zur Verfügung zu stellen.«

Die Primadonna erwiderte:

»Ich danke Ihnen. Aber es würde sich für mich nicht ziemen.«

Da wagte der Apotheker Acquistapace sich vor.

»Wenn das Fräulein denn zu einem Junggesellen nicht gehen will: ich bin verheiratet, wir sind eine sehr ehrbare Familie, und wir wissen wohl, dass die Kunst und das Laster zweierlei ist ...«

»Romolo!« rief es sehr scharf hinter ihm.

»Meine Liebe?« – und die Stimme des alten Kriegers versuchte tapfer zu bleiben.

Plötzlich kreischte alles auf; die Menge schwankte und bekam Risse; einige Jungen liefen heulend davon.

»Der Priester hat sie ins Gesäß getreten«, sagte der Advokat. »Er geht zu Gewalttaten über. Soll man seine Kinder von diesem Elenen misshandeln lassen?«

Dabei zog er selbst sich ganz leise gegen den Laden des Barbiers Nonoggi zurück. Der Apotheker war fort, und viele der nächsten hatten sich unauffällig in das gelichtete Volk gemischt. Vor den Sängern lag ein freier Halbkreis. Der Schneider Chiaralunzi durchmaß ihn allein. Er trat vor die Primadonna hin; aber ohne den letzten Schritt zu beenden, halb schwebend, als wollte er ihr seine Gegenwart leicht machen, begann er zu sprechen. Er rieb seine großen weißen Hände mit den Ballen aneinander, und sein Landsknechtschnurrbart schaukelte.

»Weil nämlich doch das Fräulein, wie es heißt, die einzige unter den Herrschaften ist, die noch nicht gemietet hat, und obwohl ich natürlich nicht würdig bin, aber was meine Frau kocht, lässt sich essen, denn sie kocht auf Genueser Art, denn sie hatte eine Tante in Genua ...«

»Und ich soll bei Ihnen wohnen?«

»Ja, Fräulein, ja, das wollte ich sagen.«

»Das tue ich gern. So gehen wir! Hier ist alles, was ich bei mir habe.«

Der Schneider hob den leichten Koffer auf seine Schultern, wie auf einen Turm, und ging vor der kleinen zerzausten und schnellen Person her über den Platz, von dem das Volk ablief.

»Freilich blase ich das Tenorhorn«, sagte er. »Doch werde ich, um dem Fräulein nicht lästig zu fallen, damit auf die Akropolis steigen.«

»Ihr spielt hier wohl jeder ein Instrument! Und der Maestro übt euch?«